

bis an den Atlantischen Ozean zurückzulegen, ausgeführt haben. In Berlin will der unermüdete Reiter noch während des Schützenfestes eintreffen, so daß er offenbar sich und sein Pferd von den Vertretern vieler Nationen bewundern lassen kann. Vom Haag aus wird Reichsgraf seine Rückreise über Paris antreten, wo er ebenfalls große Ehrenbezeugungen erfahren dürfte. Nach seiner Rückkehr nach Petersburg wird derselbe seinen Schimmel für 50 000 Rubel an den Prinzen von Wales abtreten.

— [Zur Kartoffel-Kultur.] In Frankreich kommt in neuester Zeit ein Verfahren immer mehr in Aufnahme, dem man nachrühmt, daß dadurch nicht nur der Ertrag vermehrt, sondern auch weniger kleine und mehr große und mittelgroße Knollen gewonnen werden. Dasselbe besteht einfach darin, daß um die Mitte Juni oder anfangs Juli die Stengel der Pflanze, wenn sie vollkommen entwickelt sind, niedergebeugt und soweit mit Erde bedeckt werden, daß nur die Spitzen heraussehen. Diese Bedeckung soll nur dazu dienen, die Saftbewegung in den Stengeln zu mäßigen und mehr auf die Knollen abzuleiten. Das Verfahren soll aber auch wesentlich dazu beitragen, die Erkrankung der Knollen zu verhüten. Wenn sich nämlich bei ungünstiger Witterung der krankmachende Pilz auf dem Kraute ansiedelt, so dienen ihm die aufstehenden Stengel als Leiter, an denen die Sporen durch Regengüsse zu den Knollen hinabgespült werden, was, wenn die Stengel herniederbeugt sind, nicht geschehen kann, und die Knollen bleiben dann von dem so manche Kartoffelernte ganz erheblich vermindernenden Pilz verschont.

— [Der Lieutenant mit dem Tintenfaß.] Bei dem Feste auf der Pfaueninsel bei Potsdam, zu welchem der Kaiser Mitglieder des Bundesrats und des Reichstags eingeladen hatte, und das sich durch zwanglose Geselligkeit von andern Festen unterschied, erneuerten der Abg. Reichs. Schmidt und der Reichskanzler v. Caprivi eine alte Bekanntschaft. Dieser Abgeordnete stand, wie die Frankf. Ztg. erzählt, vor einigen dreißig Jahren als Einjähriger unter dem Kommando des Einjährigen-Instruktors Lieutenant v. Caprivi und der damalige Lieutenant und jetzige Reichskanzler erinnerte sich nicht nur des damaligen Einjährigen und jetzigen Abgeordneten, sondern auch noch dessen Kameraden. Im Laufe des Gesprächs, das diese Erinnerungen zeitigten, erwähnte der Abgeordnete, daß schon damals die Einjährigen ihrem verehrten direkten Vorgesetzten eine glänzende Zukunft prophezeit hätten, wenn sie auch nicht an den Posten eines Reichskanzlers, der damals noch unbekannt war, gedacht hätten, und erzählte dem jetzigen Kanzler eine für den Lieutenant v. Caprivi charakteristische wahre Geschichte. Eines Tages waren die Einjährigen — unter ihnen der Erzähler — in einer Untersuchung gegen einen Feldwebel zur Zeugenvernehmung vorgeladen. Die Drei, stolz auf ihre Teilnahme an der militärischen Gerichtsbarkeit, erschienen in der Kaserne und fragten den Unteroffizier du jour nach der Stätte, wo der Gerichtssaal vor sich gehen sollte. „Natürlich beim Lieutenant Caprivi.“ „Warum natürlich?“ fragte einer der Freiwilligen. „Nu, der ist doch der einzige Lieutenant in der Kaserne, der auf seinem Zimmer Tinte hat.“ — Der Reichskanzler amüsierte sich nicht wenig über diese ebenso wahre als bezeichnende Anekdote.

— In dem Städtchen Hove im Staate Indiana wollte jüngst ein Deutscher namens Otto Senff die siebzehnjährige Tochter des reichen Franjon entführen. Der Vater des Mädchens aber erwiderte das Liebespaar und schoß, als Senff sich gegen ihn wandte, seine Flinte auf ihn ab. Der junge Mann griff nun zur Verteidigung in die Hüfttasche nach seinem Revolver, und die beiden Männer wechselten Schüsse auf Schüsse. Während dieses Kampfes stand das junge Mädchen in der Nähe ihres Geliebten und ein spöttisches Lächeln spielte um ihre vollen Lippen, als jeder Schuß sein Ziel verfehlte. Es kam dann zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den beiden Männern, die aber ein plötzliches Ende erhielt, als „Pearl“, so hieß Franjon's Töchterchen, schelmisch lachend eingestand, daß sie am Abend vorher zur Vorführung die scharfen Patronen im Gewehr und in dem Revolver mit harmlosen Plazpatronen vertauscht hatte. Die beiden Männer haben sich zwar bis jetzt noch nicht versöhnt, aber man hofft, daß es bald zu einer fröhlichen Hochzeit kommen wird.

— In Newport, Monmouthshire, wurde in voriger Woche ein mit einem Kostenaufwande von 11,000 Pfst. von den Stadtvätern erbautes neues Schwimmbad von dem Bürgermeister der

Stadt eröffnet, der zum Erstaunen der anwesenden Herren und Damen nach der Zeremonie plötzlich seine purpurne, goldverbrämte Amtsröbe abwarf und sich, nur mit einem dünnen Badeanzug bekleidet, ins Wasser stürzte, in dem er sich rüstig umher-tummelte. Sein Beispiel schien ansteckend zu wirken, denn die als Ehrenwache beigegebenen Schutzleute sprangen ihm nach und einige Minuten später wagten auch der Stadtschreiber und die ehrwürdigen Stadtväter den Sprung in das nasse Element, das bald so voll von Schwimmern war, daß der anwesende Photograph seine größte Camera nehmen mußte, um all die nassen Köpfe auf eine Platte zu bringen. Nachdem die Herren ihre Amtsröben wieder angelegt hatten, nahmen sie an einem Frühstück teil, wo herzlich über den komischen Zwischenfall gelacht wurde.

— [Die neuen „Helgoländer“ Briefmarken.] „Kennen Sie die neuen Helgoländer Briefmarken schon?“ fragte mit ernster Miene einer der Stammgäste die andern am runden Tisch. „Nein, ach bitte zeigen Sie!“ war die Antwort. Bedächtig holte der Fragende eine Briefmarke hervor und präsentierte sie der Tafelrunde. Darauf allgemeines: Au! na Sie! nicht schlecht! brillanter Witz! und einige verblüffte Gesichter. Es war eine deutsche Reichsbriefmarke.

— [Das hölzerne Bein eines Geizhalses.] Dieser Tage starb in Petersburg ein gewisser Martuow, Eigentümer eines Hauses in der Diteinoja und sehr reich, der nichts desto weniger wie ein armer Teufel lebte und seinen Sohn fast Hungers sterben ließ. Er hatte die Gewohnheit, sich, wenn er ausging, unter das rechte Bein einen Stelzfuß unterzuschnallen, den er nachts unter sein Kopfkissen legte und mittelst eines langen Riemens um seinen Hals befestigte. Bei seinem Tode fand man im ganzen Hause nicht einen Pfennig Geld. Wütend nahm der Sohn das hölzerne Bein und warf es mit aller Gewalt zu Boden, so daß dasselbe mitten entzwei brach. Zu seiner nicht geringen Ueber-raschung zeigte sich nun, daß das Bein hohl war und von dem Verstorbenen als Aufbewahrungsort seines Geldes benutzt worden war. Das hölzerne Bein enthielt 300,000 Rubel. — Vor einigen Jahren ereignete sich ein ähnlicher Fall in Moskau, wo der als Geizhals bekannte Wucherer Kartaschew im wahren Sinne des Wortes Hungers starb und seinen Erben ein Vermögen von zwanzig Millionen Rubel hinterließ. Der Mann hatte in seinem ganzen Leben keinen Tag mehr als fünf Kopeken (sechzehn Pfennige) gebraucht.

Chicago, 27. Juni. [Heiße Witterung.] Die unerträgliche Hitze hält an. Gestern unterlagen 20 Personen dem Sonnenstich.

Rätsel.

(Jeder Nachdruck und Nachbildung verboten.)

Rebus.



Auflösungen.

Rebus:

1. Eine Hand wäscht die andere.
2. Mars.
3. Regenbogen.

Gelöst von F. B., Mühlen-Rahmede.

S o m o n y m: Krebs.

Gelöst von Carl Crone in Rothenstein bei Meinerzhagen.

Rätsel: Regen — Bogen — Regenbogen.

Gelöst von Carl Crone in Rothenstein bei Meinerzhagen.



Unterhaltung und Belehrung

Verantwortlich
Redakteur.
W. Crone jr.

Beilage des Jüdenschneider Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Crone jr.

Nr. 27.

Samstag, den 5. Juli,

1890.

Die Rose von Windermere.

Nachdruck verboten.

Dem Himmel sei Dank, daß ich einmal wieder in der Stadt bin! dachte der Wanderer, der durch Londons Straßen schritt, die schon zu der Zeit, wo die Ereignisse sich zugetragen, von einer rastlos sich bewegenden Menschenmenge belebt waren; denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß mein Husten mich in dieser Luft bald verlassen wird, und ich werde mich hier besser befinden als an den Seen und in den Haide- und Mooren, die noch am Ende mein Tod geworden wären!

Gerade in diesem Augenblick und wie um dem genannten älteren Herrn die Vorzüge von Londons Straßen recht fühlbar zu machen, erscholl dicht hinter ihm die Glocke des Ausrufers so laut und durchdringend, daß er erschrocken bei Seite flog und gegen einen andern Mann fiel, der, schnell weiter gehend, ihn zurückschleuderte, wodurch er fast das Gleichgewicht verloren und zur Erde gestürzt wäre, wenn er sich nicht an einem in der Nähe stehenden Laternenpfahl festgehalten hätte. Kaum von diesem Schrecken wieder etwas zur Fassung gelangt, kam ihm ein Verkäufer entgegen, der mit so kräftiger Basstimme seine Waren anpries, das Mr. Sutherland — der Leser wird ihn unfehlbar erkannt haben — fast einen Nervenanfall bekam; indem er in eine andere Straße biegen wollte, wäre er beinahe zwischen zwei sich kreuzende Wagen geraten, und nur durch das Herbeispringen mehrerer Konstabler wurde er vor einem wirklichen Unfall bewahrt. Die ausgestandene Angst und Aufregung aber verschlimmerte seinen Husten auf eine ihn ängstigende Weise, und er lag sich daher nach einem Wagen um, der ihn nach seiner Wohnung bringen sollte; leider konnte er keinen entdecken.

Himmel! welche Plage und Qual sind doch hier die Straßen, man muß ja bei jedem Schritt um sein Leben, wenigstens um seine Glieder besorgt sein. Geht das so fort, so bleibe ich nicht lange in London, sondern ziehe wieder nach der Haide- und Moore-gegend, wo ich so ungestört und unbelästigt war, daß ich fast niemals einem fremden Menschen begegnete. Ich will doch lieber in der Einsamkeit leben, wo zwar die drei langweiligen Geister vom See, der unerträgliche Doktor Esdaile und der einfältige Mr. Lawton mit seiner albernen Tochter mich plagten, als lange in diesem Babel sein, wo kein vernünftiger Mensch es aus-halten kann!

Da Mr. Sutherland diese Worte halblaut gesprochen, so wurden sie von einem anscheinend älteren Manne in der einfachen Kleidung eines Gewerbetreibenden vernommen, der eben im Begriff war, an ihm vorüber zu gehen, jetzt aber plötzlich seine Schritte mäßigte und den Redenden mit scharfen Blicken maß. Er mußte ihn erkannt haben, denn ein triumphierendes Lächeln überflog

seine breiten Züge. Nun ging er dicht hinter ihm, bis sie zusammen die Wohnung des Ersteren erreichten, die er sich genau merkte und dann rasch unter der Menge verschwand.

Mr. Sutherland dagegen betrat keuchend sein Zimmer, entledigte sich mit Hilfe eines Dieners der überflüssigen Umhüllung und begab sich dann in das Wohnzimmer, wo er am Kamin Platz nahm.

Seine Schwester, die von einem Besuch bei einer teuren Jugendfreundin heimgekehrt war, überreichte ihm freudestrahelnd einen silbernen Präsentierteller, ganz mit Bistitenkarten bedeckt, die während ihrer Abwesenheit abgegeben worden.

Siehe! Du, mein lieber Bruder, sagte sie in lebhafter Erregung, wir sind von unseren alten Bekannten noch nicht vergessen worden, und nach all diesen Karten zu urteilen stehen uns viele gemütliche Abende in Aussicht!

Ich wünschte aber, sie hätten uns vergessen, denn ich danke im voraus für alle gemütlichen Abende! entgegnete er großend, und den blinkenden Teller würdigte er keines Blickes. Nach dem, was ich heute schon erfahren und erlebt, glaube ich nicht, daß meines Bleibens hier lange sein wird!

Mr. Sutherland erzählte nun, von seiner Schwester durch vielfache Ausrufungen und Trostesworte unterbrochen, was er auf seinem Heimwege erduldet.

Aber Du wirst doch nicht, sagte sie, als er sein Klagelied ausgießen, weil Du in einer der lebhaftesten Straßen nur meistens geschäftliche Menschen angetroffen, alle gesellschaftlichen Rücksichten unbeachtet lassen?

Ich will, so lange ich hier bin, ganz ungestört leben und meiner Gesundheit durch das, was Du gesellschaftliche Rücksichten nennst, nicht noch weiter schaden!

Das kennst Du nicht, Bruder, denn sieh nur diese Karten, sie sind wirklich von Personen aus den ersten Kreisen abge-gelien!

Erste Kreise? lachte Mr. Sutherland höhnisch. O, ich kenne das! Ich gebe nichts um Deine ersten, aristokratischen Kreise, in denen man Menschen antrifft — nun, die mir eben nicht gefallen können, denn . . .

Du hast doch die Einladung zu Lady Valderston's Gesellschaft angenommen? unterbrach Miß Sutherland ihren Bruder, ihn fragend anblickend.

Damit ist noch lange nicht gesagt, daß ich hingehen will! brummte der unverbesserliche Menschenfeind. Ich will mich überhaupt auch nicht mehr von Dir zu irgend etwas bereden lassen, denn als ich Dir das letzte mal nachgegeben habe und mit Dir nach der Regatta auf dem Derwentwater See gefahren bin . . .

Da hast Du die Freude gehabt, zu erfahren, daß wir alle die

persönliche Bekanntschaft des berühmten Stanfield gemacht haben! erwiderte Miß Sutherland, um ihren Bruder von dem früheren Thema abzulenken.

Sie bereute aber bald, dies gethan zu haben, denn indem er laut lachend sagte: Der Schurke! wie hat er doch die weißen Geister am See an der Nase herumgeführt! — reizte ihn dies Lachen zu einem so starken Hustenanfall, daß sein Gesicht sich blaurot färbte und seine besorgte Schwester die frampffüllenden Mittel von Doktor Esdaile herbeiholte, die er, zornig und aufgebracht, wie er einmal war, ihrer Hand entriß und ins Feuer warf, wo zu seiner heimlichen Freude und ihrem neuen Schrecken die kleinen Phiolen explodierten.

XL.

Nachdem wir gesehen, was aus dem Geschwisterpaar geworden, das wir an den so romantischen Ufern des Windermere kennen gelernt, wenden wir uns nun zunächst wieder Quandisch zu, um zu erfahren, wie weit ihm die Verfolgung seines Feindes in Londons endlosen Straßen geglückt; denn daß er sich dahin begeben habe, glaubte er bestimmt annehmen zu können, da er dies noch jedesmal gethan, wenn er rat- und hilflos auf der Flucht gewesen, und so begann er im Geheimen an den ihm bekannten Zufluchtsstätten nach Stanfield zu forschen.

Dies war jedoch ohne allen Erfolg; allein er verlor darum den Mut nicht, und während er selbst in allen nur denkbaren Verkleidungen in den elendesten und jämmerlichsten Stadtierteln suchte, erließ er zugleich ähnliche Aufforderungen wie in Keswick und Umgebung, die aber eben so wenig zu einem Ergebnis führten.

Um jene Zeit war es gewesen, daß er eines Morgens auf seinen Streifereien Mr. Sutherland begegnet war, den er von Ansehen sehr wohl kannte, während jener ihn nicht kannte. Wo er war, mußte auch seine Schwester sein, von der er zur Genüge wußte, daß sie sehr geistreich, ja geschwätzig und neugierig war, und ihre Neugier ihm schon einmal von Nutzen gewesen. Er hatte längst gewünscht, mit irgend einer der Personen, die Stanfield in Windermere gekannt, in Verbindung zu treten, in der Hoffnung, irgend einen Anhalt zu finden, den er weiter verfolgen könne, und fest überzeugt, daß Miß Sutherland ihm diesen, wenn er überhaupt vorhanden, am besten geben würde, beschloß er, sich oft in der Nähe ihres Hauses aufzuhalten, um sie gelegentlich allein zu sehen und zu sprechen.

Mr. Sutherland hatte übrigens endlich den Vorstellungen seiner Schwester nachgegeben, mit ihr verschiedene Gesellschaften besucht, und nachdem er einmal wieder Geschmack daran gewonnen, gefiel ihm diese Abwechslung gar wohl nach dem einsamen Leben, welches er an den Seen und in den Häiden und Mooren geführt. Auch bei Lord und Lady Walderston, letztere eine entfernte Verwandte von ihnen, waren sie gewesen; der Lord, ein reicher irischer Gutsbesitzer, liebte gleich seiner Gemahlin das gemüthliche Leben der Hauptstadt, war ebenfalls viel auf Reisen und überließ seinen Beamten und Sekretären die Verwaltung der Güter. Mit großer Befriedigung erzählte er Mr. Sutherland, wie er vor nicht langer Zeit einen Privatsekretär angenommen, auf den er sich unbedingt verlassen könne.

Mr. Lincoln, fügte er hinzu, ist ein sehr geschelter Mann und, da er schon früher in Irland gelebt hat, mit allen irischen Verhältnissen bekannt, mir daher von fast unbezahlbarem Nutzen. Entspricht er fortwährend meinem Vertrauen, so werde ich ihn bald so stellen, daß er, falls es in meinem Wunsche liegen sollte, sich eine eigene Häuslichkeit gründen kann.

Kann ich dieses Wunder von einem Sekretär nicht ebenfalls kennen lernen, mein lieber Walderston? fragte Mr. Sutherland mit ironischen Blicken, denn er glaubte nicht an die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit eines Untergebenen.

Gewiß, gewiß, mein lieber Sutherland! erwiderte der Lord. Er ist sonst immer in den Gesellschaften meiner Frau, doch hat er in dieser Zeit noch so viel Arbeit von seinem Vorgänger vorgefunden, die jener gänzlich vernachlässigt hatte, daß er keinen Augenblick vernachlässigen wollte.

In der nächsten großen Soirée, die Lady Walderston gab, war den Geschwister Sutherland Mr. Lincoln, der Privatsekretär ihres Gemahls, vorgestellt. Umringt von vielen Freundinnen und Bekannten, fand Miß Sutherland kaum Zeit, ihn flüchtig zu begrüßen. Ihr Bruder aber, welcher anfänglich keine hohe Meinung

von dem besoldeten Beamten seines Vaters gehabt, fühlte sich bald von dessen einnehmender Unterhaltungsart, seinen weitreichenden Kenntnissen und vielseitiger Bildung angezogen; er brachte daher länger als eine Stunde an seiner Seite zu und forderte ihn schließlich auf, so oft es seine Zeit erlaube, ihn zu besuchen. Anscheinend geschmeichelt durch die Artigkeit seines neuen Gönners, verbeugte der Sekretär von Lord Walderston sich dankend, bedauerte jedoch, aus Mangel an freier Zeit von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können.

In einer andern Abendversammlung ihrer Cousine, wo Miß Sutherland anwesend war, beehrte Mr. Lincoln sie mit einer längeren Unterredung. Sie mußte ihn dabei unverwandelt ansehen; denn ein gewisses Etwas in seinem Gesicht, wie auch seine Stimme, glaubte sie nicht zum ersten Male zu sehen und zu hören.

Als sie dies am folgenden Morgen ihrem Bruder sagte, entgegnete dieser ihr: Unsinn! Thorheit! Ihr Weiber meint in jedem Gesicht eine Ähnlichkeit zu entdecken, und wie oft bemerkt, gehst Du förmlich darauf aus, solche aufzufinden. Wem sollte Mr. Lincoln denn ähnlich sein?

Ich weiß es selbst noch nicht ganz genau, denn er schielt mit einem Auge und hat ein ganz hartloses Gesicht. Wäre dies nicht der Fall, fügte Miß Sutherland nach einem Augenblick ernstlichen Nachdenkens hinzu, so müßte ich mit Bestimmtheit behaupten, daß er Oberst Kenmore — ich meine Stanfield ähnlich ist!

Nun, daß wird immer besser, ich muß sagen, ich weiß wirklich nicht, wo Du Deine Augen gehabt, als Du eine Ähnlichkeit aufgefunden hast, von der keine Spur vorhanden ist! Mr. Lincoln könnte sich übrigens freuen, wenn er das Gesicht jenes Erztrügers hätte! Ich rate Dir indes, weder gegen Lady noch Lord Walderston solche Bemerkungen zu machen, die namentlich letzterer sehr übel vermerken würde.

Man findet aber doch oft zwischen den verschiedensten Menschen und in den verschiedensten Ländern Ähnlichkeiten.

Wie sollte Stanfield es nur wagen, sich als Sekretär in einem solchen Hause aufnehmen zu lassen?

Davon kann ja nie die Rede sein, lieber Bruder!

Nun, so laß die Geschichte ruhen und sprich mir nicht wieder von jenem Menschen, der Dich schon dort in der Wildnis an den Seen mehr als nötig beschäftigt hat!

Nach diesen Worten verließ Mr. Sutherland seine Schwester, vertrieben brummend über die sinnlosen Ideen und sonderbaren Einfälle der Weiber.

Diese dagegen, ganz von ihrer plötzlichen Entdeckung erfüllt, sehnte sich nach einem Menschen, mit dem sie eingehender als mit ihrem Bruder darüber sprechen konnte; leider wußte sie aber im Augenblick in London niemand, der Stanfield in Windermere gesehen hatte.

Miß Sutherland's Wunsch sollte indes nicht lange unerfüllt bleiben, denn als sie eines Tages von einer ihrer vielen Freundinnen heimkehrte, wurde sie durch einen sehr anständig gekleideten, nicht mehr jungen Mann in der Nähe ihres Hauses begrüßt, in dem sie auch bald den Methodistenprediger Quandisch erkannte, mit dem sie sich zuweilen in Windermere unterhalten hatte.

Eine lebhafte Unterredung ihrerseits folgte dieser ihr sehr erwünschten Begegnung, und kaum waren die zunächst liegenden Gegenstände besprochen, als Miß Sutherland, sagte: Und Stanfield, mein lieber Mr. Quandisch, haben Sie nicht erfahren, ob man seiner habhaft geworden ist, denn ich glaube, Sie beteiligten sich doch in Windermere stark an seiner Verfolgung?

Ganz recht, meine werthe Miß Sutherland, entgegnete Quandisch, der sich jetzt wieder als Prediger repräsentierte, ganz recht! Ich that dies im Interesse der würdigen Mrs. Wetherby, deren liebliche Tochter der gewissenlose Bösewicht entführt hat.

Ich weiß es, werter Mr. Quandisch, auch daß sie in Vorton von Pastor Fenton getraut wurden! antwortete Miß Sutherland hastig. Aber hat man seitdem nichts mehr von ihm erfahren? Wohin mag er sich gewandt haben?

Beides läßt sich nicht mit Gewißheit sagen.

Ich habe hier einen noch jungen Mann kennen gelernt, von dem ich behaupten möchte . . .

Was — was? fragte Quandisch atemlos.

Daß er mit Kenmore oder Stanfield einige Ähnlichkeit hat. Zwar ist sein Haar rot — wir hatten dies vorhin noch nicht

erwähnt — auch schielt er und trägt keine Spur von Bart; aber seine Stimme, der Schnitt seines Gesichtes, auch etwas in Gestalt und Haltung erinnert mich immer wieder an den Entflohenen.

Und darf ich fragen, wo und wer dieser Herr ist?

Er ist der Privatsekretär von Lord Walderston und wohnt in dessen Hause. Lord Walderston, ein Verwandter von uns, hält sehr viel auf ihn, da er eben so gewissenhaft wie klug und gewandt und ihm von großen Nutzen bei der Verwaltung der irischen Güter ist. Natürlich kann er nicht der berühmte Fälscher Stanfield sein — ich sprach auch nur von einer großen Ähnlichkeit!

Fortsetzung folgt.

Moltke über das Trinken.

Daß Graf Moltke ein Freund strenger Mäßigkeit im Genuß geistiger Getränke ist, weiß man längst, aber dadurch verliert die nachfolgende Aeußerung, welche der ehrwürdige Feldmarschall an die Redaktion der in Dresden erscheinenden „Mitteilungen zur Bekämpfung der Trunksucht“ gerichtet hat, nichts von ihrer Bedeutung.

In ausländischen und auch wohl einigen deutschen Zeitschriften war Moltke das Wort zugeschrieben worden, das Bier sei der größte Feind Deutschlands; da die genannte Redaktion an der Richtigkeit dieser Mitteilung zweifelte, bat sie Graf Moltke um Aufklärung und erhielt unter dem 22. Juni aus Gudoma folgende Zeilen:

„Den Ausspruch, „Bier sei der größte Feind Deutschlands“, kann ich niemals gethan haben. Im Gegenteil, ich wünsche, wir können unseren Leuten ein gutes, leichtes Bier wohlfeil herstellen. Der Preis von 15 und selbst von 10 Pf. ist für sie zu hoch.“

In Süddeutschland hat man den billigen Bider, bei uns in Norddeutschland ist leider nur der Schnaps wohlfeil.

Ich selbst trinke weder Bier noch Brantwein, aber den Alkohol ganz zu verbannen, halte ich weder für wünschenswert, noch für ausführbar, z. B. im Felde oder nach erschöpfender Arbeit, wo es darauf ankommt, die Kräfte — wenn auch nur vorübergehend — wieder zu beleben. Verderblich und allerdings einer der größten Feinde Deutschlands ist nur der Mißbrauch des Alkohols, und der findet leider in hohem Maße statt.

Ein gesunder Mensch braucht bei mäßiger Anstrengung überhaupt kein solches Reizmittel, und es für Kinder zu verwenden, wie es leider vielfach geschieht, ist geradezu frevelhaft. Dasselbe gilt für die Naturvölker, die auch nur Kinder sind.

Ich wünsche, daß Kaffee, Thee und leichtes Bier wohlfeil, Brantwein teuer wären.

Ergebnis

Gr. Moltke, F.-M.

Möchten doch diese Worte überall bekannt und nach Gehör beherzigt werden! Die Vergiftung der Kinder mit Alkohol und die gleiche Vergiftung der Naturvölker verurteilt Moltke entschieden; welcher einsichtige Menschenfreund thäte es nicht? Möchten doch endlich diejenigen, welche dabei beteiligt sind, umkehren.

Verschiedenes.

— Wie wir bereits vor einiger Zeit mitteilten, hat sich der durch seine Lutherfestspielvorträge rühmlichst bekannte Recitator W. Neander bereit erklärt, seine freie Zeit während des Sommeraufenthalts in Herzberg am Harz der Verwertung aller deutscher und auch ausländischer Briefmarken zum Besten des Baufonds der Protestationskirche in Speyer zu widmen. Mit Gegenwärtigem wollen wir nochmals darauf hinweisen, daß es jeder gleichsam als Pflicht auffassen sollte, auf die angegebene Art sein Scherflein zu dem großen Werke beizusteuern. Besonders den Frauen dürfte es zu empfehlen sein, die alten Privatbriefe einmal durchzusehen. Wiegt doch der Gedanke, Gutes gestiftet zu haben, die kleine Mühe hundertfach wieder auf. Die Adresse des Herrn Neander lautet: Herzberg am Harz. Badeanstalt.

— 27. Juni. Aus Chemnitz wird unter dem 22. ds. geschrieben: Der Direktor des königlich sächsischen meteorologischen Instituts, Professor Dr. Paul Schreiber in Chemnitz, welcher sonst nicht leicht zu Wettervoraussagungen das Wort ergeht,

gibt in seinen neuesten Veröffentlichungen der Befürchtung Ausdruck, daß wir einem rassen Sommer und mehreren noch nasser Jahren entgegengehen. Die Jahresmengen des Niederschlags nämlich, welche an den 22 meteorologischen Stationen Sachsens seit 1864 beobachtet worden sind, ergeben eine allmählich auf- und absteigende Linie von sehr regelmäßigem Verlaufe: Sie zeigen von Anfang an ein allmähliches Steigen und erreichen 1867 zum erstenmal ihren Gipfelpunkt. Dann sinken sie allmählich wieder bis zum Jahre 1874. Darauf beginnt ein starkes, bis 1882 andauerndes Ansteigen der Jahresmengen des Niederschlags, dem ein Sinken bis 1887 folgt, worauf von neuem das allmähliche Steigen beginnt. Nun kommt aber nach Professor Schreiber noch hinzu, daß auch die Jahre der geringsten Niederschlagsmengen, wenn man sie unter einander vergleicht, ein fortwährendes Steigen erkennen lassen. Der tiefste Stand der Niederschlagsmengen vom Jahre 1887 ist nicht viel kleiner, als der 1867 eingetretene höchste Stand. Ebenso zeigen die Höchstziffern eine Steigerung, sodaß die ganze Linie den Eindruck macht, als ob neben den regelmäßig verlaufenden Hebungen und Senkungen der Jahresmengen auch ein ununterbrochenes Anwachsen der gesamten Niederschlagsmengen stattfinde. Da wir uns nun gegenwärtig in einer Zeit der Hebung jener Linie befinden, das Frühjahr aber ziemlich trocken war, so dürfte man sich auf Fortdauer und Steigerung der regnerischen Witterung für diesen Sommer und Herbst gefaßt machen müssen, wird aber auch für die nächsten Jahre bis zur Erreichung eines neuen Gipfelpunktes Zunahmen der Niederschlagsmengen zu erwarten haben. Wir erinnern aus Anlaß dieser wenig erfreulichen Ankündigung daran, daß auch nach den auf Beobachtung der Sonnenflecken gegründeten Voraussagungen des Professors Dr. Paul Reis („Die periodische Wiederkehr von Wassermangel und Wassermangel“, Leipzig 1883) in das letzte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts der höchste Stand der Regensmengen fallen soll.

Gienach, 30. Juni. Der Verbandstag der Kaufleute beschloß die Erstrebung eines Verbots des kaufmännischen Geschäftsbetriebes für alle Beamte, sowie die Unterstellung der Konsumvereine unter die gesetzlichen Vorschriften für Kaufleute.

— Zum Kapitel „Meineid“ lieferte dieser Tage in Zweibrücken der Vorsitzende bei einer Schwurgerichtsverhandlung, Herr Landgerichts-Direktor Herfeldt, einen beachtenswerten Vortrag. Zu den Geschworenen gewendet, sagte er: „Ich kann Sie versichern, meine Herren, daß ich keine einzige Sitzung im ganzen Jahre abhalte, in der nicht der eine oder der andere Zeuge falsch schwört. Wir Richter sagen oft zu einander: der und der hat falsch geschworen. Nun wird man vielleicht einwenden: ja, warum sagt man solche Leute nicht, warum setzt man sie nicht fest? Darauf erwidere ich Ihnen: Wir haben den Beweis nicht zu erbringen. Meine Herren, würde der Beweis für jeden Meineid, der bei uns geschworen wird, erbracht werden, dann kämen Sie das ganze Jahr nicht aus diesem Saale hinaus.“ Wie traurig, daß so etwas gesagt werden muß.

— [Aus dem Tierleben.] Ein Beispiel von der aufopferungsfähigen Liebe einer Störchin zu ihrer jungen Brut wird aus dem Kreise Teltow mitgeteilt. Am Mittwoch nachmittag entlud sich über der Ortschaft Neuenhof im Kreise Teltow ein heftiges Gewitter, der Blitz schlug zündend in eine Scheune, und zwar in das Giebelende derselben, auf welchem seit längeren Jahren ein Storchpaar in einem Neste hauste. Rasch züngelten die Flammen empor und bald war auch das Storchnest von dem Feuer ergriffen. Die alte Störchin, die sich rechtzeitig hätte retten können, vermochte sich von ihrem hilflosen Nachwuchs, dessen ängstliches Schreien man vernehmen konnte, nicht zu trennen. Schützend breitete sie ihre Flügel über die jungen Störche und ließ sich so mitverbrennen. Nach einiger Zeit kehrte der alte Storch zurück und kreierte stundenlang um die öde Brandstätte.

— [Quer durch Asien und Europa.] Der russische Kosaken-Offizier Beichkoff, der den Weg von Wladivostok durch Sibirien bis Petersburg auf seinem kleinen Schimmel zurückgelegt hat, wird in den ersten Tagen des nächsten Monats seinen Ritt durch das westliche Europa fortsetzen. Ohne größeren Aufenthalt gedenkt er zunächst bis Berlin zu reiten und von hier nach einer mehrtägigen Rast bis zum Haag weiter zu traben. Erst dann wird er seinen Voratz, den Weg vom Stillen